

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 33

Artikel: Eine Wanderung im Emmental
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sumiswald.

auf einen neuen Tanz anhuben, war ein junger Knecht zu ihr herangetreten; der stieß einen Suchzer aus und winkte ihr, daß sie mit ihm in die Reihe träte. Aber sie wandte nur leicht hin den Kopf, als sähe sie ihn kaum, und rührte sich nicht von ihrem Plage. Da stampfte der Bursche gar grimmig und mit einem Fluche auf den Boden; und dauerte es nicht lang, so sahe ich ihn mit einer andern im Gedrang verschwinden.

Die zierliche Dirn aber stund noch an dem Türgerüste; und hatte ich, da sie vorhin den Kopf gewandt, bemerkt, daß sie die Kinderschuh noch nicht gar lang verworfen habe, denn ihre bräunlichen Wangen waren noch wie von zartem Pflirsichflaum bedeckt.

„Saget mir,“ frug ich ein altes Weib, so eben mit einem Fäßchen Bier an mir vorüberwollte, „wer ist die feine Dirne dort?“

„Die, Jungherr? Das ist die Renate vom Hof.“

— „Vom Hof? Da norden vor dem Dorf?“

„Ja, ja, Herr! Oh, die ist stolz! Wollen immer was Bessers sein, die vom Hof; sind aber auch nur Bauern, sind sie!“

— „Und wer war,“ frug ich wieder, „der junge Knecht, den sie soeben fortjückte?“

„Hab's nicht gesehen, Herr; wird aber wohl nicht hoch genug gewesen sein.“

Nach solchem sahe ich gar fröhlich auf meinen roten Rock und meine hohen Stiefel, zu mir selber sprechend: „Du bist der Rechte!“ Ging also näher, und indem ich sanft mit der Hand an ihren Arm fassete, sprach ich: „Mit Verlaub, Jungfer, wir tanzen wohl einmal mitsammen!“ Erhielt aber auf so zierliche Anrede von dem kleinen Ellenbogen einen Stoß, daß ich fast getaumelt wäre. „Was will der dumme

Junge!“ rief sie, und als sie dabei das Köpfschen zu mir lehrte, da blickten ein Paar großer dunkler Augen gar zornig auf mich hin.

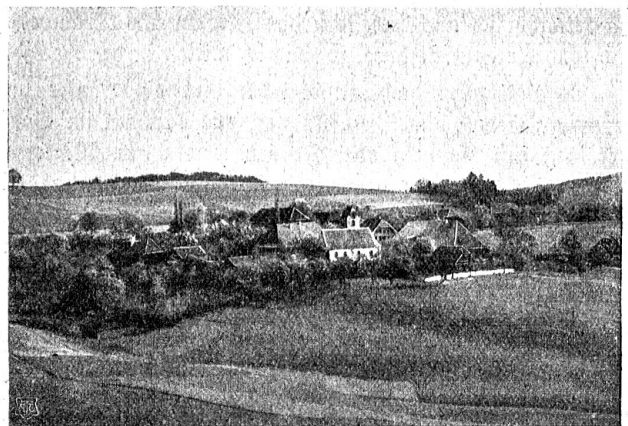
Da ich dann entgegnete: „Das war nicht fein, Jungfer; aber ich hab' dich wohl erschreckt,“ geschah es mit einem Male, als fiel es mir wie Schuppen von den Augen: der Engel von St. Sürgens Standbild, er war es, und hatte mich gar eben kräftiglich begrüßt! Da sie aber noch stumm mit offenem Mündlein mir ins Antlitz blickte, rief ich: „Ja, ja, Jungfer, gucket nur, ich bin's und habe den Engel nicht vergessen!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wanderung im Emmental.

Wer kein Stubenhocker ist, der die Bettwärme der Morgenfrische vorzieht, wer auch kein Gipfelfresser ist, der zum Naturgenusse mindestens dreitausend Meter Meereshöhe benötigt, wer aber Sonntags gerne dem Staube der Stadt entflieht und sich wohl fühlt am Busen der Mutter Natur, dem ist mit einer Wanderung über die grünen Eggen des Emmentals am besten geraten. Ich habe diesen Genuß erst kürzlich erlebt und darf darum die Tour jedem empfehlen.

Ich mache mir jeweilen ein besonderes Vergnügen daraus, mit meinem heranwachsenden Sohne alte, halbvergeszene Reisepläne auszuführen oder Wege, die ich vor vielen Jahren begangen und von denen ich freundliche Erinnerungen aufgehoben habe, aufs neue zu wandern, um mir dieses Vergangene wieder zu vergegenwärtigen und jene lieblichen Eindrücke zu vertiefen. Väterlicher Stolz wandert dann als stiller Begleiter mit mir, wenn ich sehe, wie meines Ältesten Marschieren von Mal zu Mal ausgiebiger und ausdauernder wird, so daß ihm das Schrittthalten, das er im Geheimen neben mir ausprobiert, je länger je besser gelingt; und heimliche Pädagogenfreuden genieße ich, wenn das tausendfältig interessante Leben uns mit offenen Armen



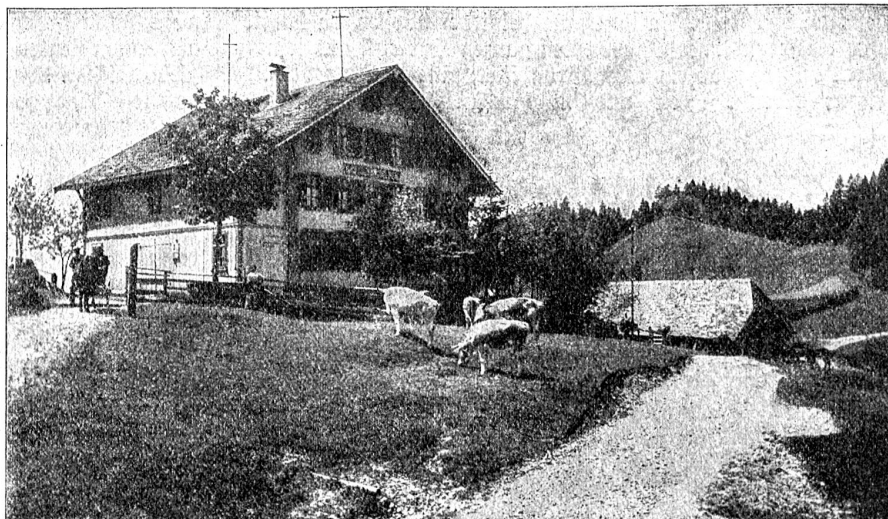
Affoltern.

entgegenläuft und Hans ihm staunend und ahnend ins Auge sieht.

*

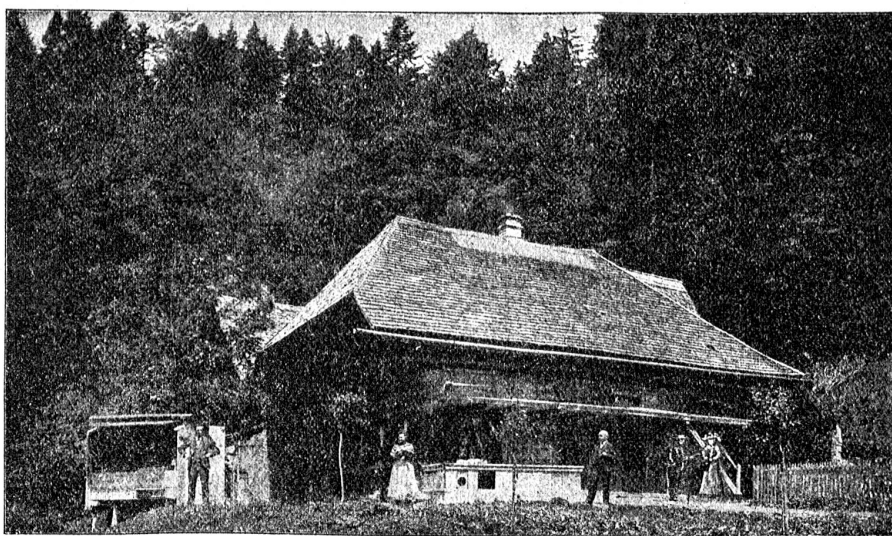
Wir stiegen also frühmorgens ins Griebbachtal hinunter, überschritten bei der Haltestelle Gammental Bahnlinie und Straße nach Grünen-Sumiswald und gewannen jenseits die Höhe des Engelberg. Das ist ein Hügel nördlich Sumiswald mit einem altberühmten ländlichen Kurhaus. Unter den breitstämmigen Schattenbäumen, die Pension und Dekonomiegebäude umstehen, vergnügten sich städtische Ferientkinder mit braunen Armen und Beinen. Hier begannen wir unsere Höhenwanderung. Ein Fußweg führte uns durch Wiesen und Hofstätten hinüber zur Schöneegg, auf der, von Sumiswald herkommend, ein bequemes Sträßchen in mannigfaltigen und reizvollen Krümmen und Kehren gegen Wyssachen und Criswil zu läuft. Hier oben hat man einen freundlichen Ausblick auf

das schöne und reiche Dorf Sumiswald und hinüber nach dem breittürmigen trutzigen Schloß Trachselwald. Die altersgrauen Mauern, die düster über schwarze Tannen hinwegschauen, wecken Fragen und Erinnerungen. „Weißt du noch, wie wir die steile Wendeltreppe zu den Gefängniszellen emporklettern, und erinnerst du dich an das finstere Loch, wo Niklaus Leuenberger geschmachtet haben soll, bevor man ihn zur Hinrichtung nach Bern führte? Daß er die schweren eisernen Handschellen und den eichenen Fußkloß hat tragen müssen, die man dort zeigt, wollen wir nicht glauben; so roh und herzlos wird sein Kerkermeister nicht gewesen sein.“ Vom Schloß Trachselwald sprang unser Blick hinüber auf Schloß Sumiswald, heute der „Spitel“ genannt. Und nun mußte ich meinem wißbegierigen Söhnchen von den Deutschrittern erzählen, jenem geistlichen Ritterorden, der in Preußen und Polen mit Schwertgewalt die Heiden bekehrte und der auch bei uns mauerfeste Klöster gründete, so eben den „Spitel“, das heutige Gemeindefarmhaus bei Sumiswald, das mit seinen hohen weißen Mauern zu uns heraufglänzte, so das Kloster in Köniz, die heutige Blindenanstalt. Richtig, da taucht aus der Sagengeschichte das finstere Haupt des grausamen Komturs Hans von Stoffeln auf, dem die Sumiswalder auf dem Bärhegenknubel das Tyrannenschloß bauen mußten, der sie nötigte,



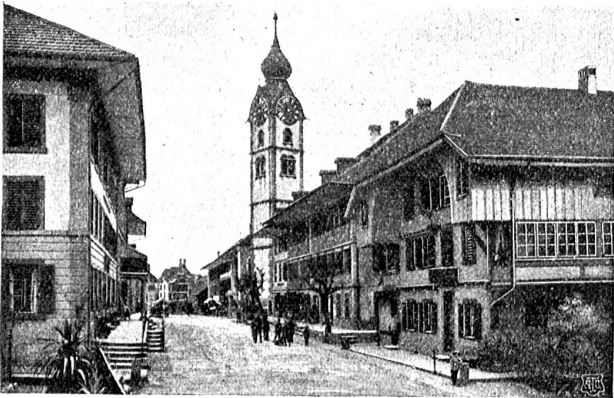
Auf der Lüderalp.

die hundert ausgewachsenen Buchen auf denselben Knubel hinaufzuführen innert Monatsfrist mitten in der Ernte. Wie erzählt das Jeremias Gotthelf? Ach ja, so: Die Bauern, in Verzweiflung ob des unerhört grausamen Befehls, schließen mit dem Teufel einen Pakt, er solle ihnen die Buchen führen, die sie droben vom Münnenberg herab holen und am Kirchstalden bereit legen mußten, sie versprechen ihm dafür ein ungetauftes Kindlein. Der fromme Priester wehrt dem Greuel. Der Böse aber läßt durch die von ihm gezeichnete gottlose Christine die schwarze Spinne in die Gegend bringen. Auf der Wange, da, wo der Teufel sie geküßt, ist das Untier gewachsen wie ein wüstes Geschwür, und als es plakte, krabbelten tausend und abertausend kleine Spinnchen daraus hervor und brachten die Seuche in die Ställe, bis eine heldenhafte Frau die greuliche Mutterspinne fing, in das Loch eines Türpfostens mit einem Zapfen einsperrete. Ein ruckloser Knecht des übermütigen Bauern, der später das Haus besitzt, zog den Zapfen heraus und befreite so den Bösen, der wieder die Pestilenz über das Land verbreitete, bis abermals durch eine opfermutige Tat die Spinne in das „Bystal“ eingesperrt wurde. Das Haus mit der schwarzen Spinne soll im Hornbach, an der Straße zwischen Wasen und Criswil, gestanden haben. Man zeigte noch vor Jahren den schwarzen Türpfosten mit dem Zapfen. Das „Bystal“ aber, das seinerzeit an das Historische Museum in Bern verkauft wurde, erwies sich als Falsifikat; das Loch war neu gebohrt; der Zapfen, der darin stat, war auch nicht echt, auf alle Fälle war die schwarze Spinne nicht mehr drinnen. . . Nicht in dem breiten Maße, wie die historischen Erinnerungen, die sich an die Gegend um Sumiswald knüpfen, hier verzeichnet werden, nahm uns die Vergangenheit in Anspruch. Wir hatten genug an der Gegenwart. Eine frische Bise zog über die Schöneegg; wir nahmen sie als gutes Wetterzeichen, und wirklich brachte sie uns das schönste und angenehmste Wanderwetter, das man sich wünschen kann. Auch die zahlreichen Kirschbäume am Wegbort gefielen uns. Sie reichten uns freundlich ihre Nester herunter mit den süßen roten und schwarzen Früchten, die hier oben in über 800 Meter Höhe etwas verspätet reifen. Ir-



Das Kuttelbad. (Kuttelbad ist kürzlich verkauft worden und es soll diese interessante Oase im Meere der Staats- und Bürgerwälder in eine Serienkolonie verwandelt werden.)

gendwo, ich glaube Sattlershaus heißt der Weiler, da langte uns ein freundlicher Bauer einen ganzen Hut voll aus seinem Kratten. Es war ein alter Großvater, eine wahre Gotthelffigur; Treuherzigkeit und Wohlmeintheit sprachen aus



Huttwil.

seinen Augen und aus seinem weißen Chruselhaar. Von seinen Kindern erzählte er uns, die den Hof bearbeiteten, seit die Mutter gestorben und seitdem er ins Stöckli gegangen sei. Sie seien alle fleißig und anschickig; nur die jüngste, das Leni, passe nicht recht aufs Land, es hätte keinen Sinn anderswo, das werde wohl keine Bauernfrau abgeben. Im übrigen aber wolle er sich nicht beklagen, es sei ihm nüt destminder recht, es seien eben nicht alle Kinder gleich geartet, man müsse sie alle lieb haben wie sie seien. Da tauchte gerade das Leni hinter dem Einfahrtsstock auf und rief den Vater zum „Znüni“. Sie mochte etwa 18 Jahre alt sein und sie trug die Chruselhaare und blauen Augen des Vaters. Ich durchschaute auf den ersten Blick das Verhältnis der beiden. „Vaters Kind!“ und ich dachte an ein gewisses fünfjähriges Mädchel zu Hause, dem man Ähnliches nachredet.

Um die Mittagszeit standen wir vor dem Ferienheim im Oberwald. Es ist ein von gemeinnützigen Langenthaler Herren erbautes Haus in hübschem Chaletstil mit großem Schirmdach und breiten Lauben ringsum, mit luftigen Schlaf- und Wohnräumen für zirka 30—40 Mädchen und Buben, die tagsüber im nahen Tannenwald und auf dem nahen Bärhegen prächtige Weile haben. An langen Tischen im Freien schnabulierten die Ferienkinder ihr Mittagessen. Sie waren zur Abreise gerüstet und sollten, nachdem sie drei Wochen lang ein schönes Leben genossen, noch am selben Tage von einer neuen Kolonie abgelöst werden. Wie manches arme Kind wird daheim am magern Tische mit Sehnsucht an die schönen drei Wochen zurückdenken!

Wir ließen uns durch den freundlichen Kolonieführer den kürzesten Weg nach Eriswil zeigen. Er führte uns einem fahlen Talbäcklein nach und auf der andern Seite einen steilen Hügel hinan. Auf der Höhe angelangt, wo wir hinuntersahen auf das liebliche Gelände von Eriswil, setzten wir uns mit unserm Rucksäcklein nieder zur gemüthlichen Mittagstraft. Ich muß es zur Steuer der Wahrheit sagen: das Rucksäcklein spielte eine große Rolle an diesem Tage. Es wurde nach dem weisen Grundsatz „das Beste zuletzt“ geleert. So war es mir ein leichtes, die Freude und Erwartung des Tages in meinem jungen Begleiter zu steigern bis in den späten Nachmittag, wo unser Genuß mit Bratwurst und Most den Gipfel erreichte.

Doch bevor ich mit diesem Hinweis auf unser leibliches Wohlergehen den Wanderbericht schließe, muß ich noch etwas von den Leinwandwebern des Wzhachengrabens erzählen. Von Eriswil aus bogen wir nämlich, die bequeme Eisenbahn verschmähend, links ab und stiegen hinüber ins Tal der Wzhachen. Ich wollte meinem Buben einen arbeitenden Weber am Webstuhl zeigen, damit er einen Begriff habe davon, wie die Tischtücher und Leintücher entstehen. Unter-

wegs schon begegnete uns ein rüstiges Männchen, das sich als ausgedientes Weberlein entpuppte. Wir fingen also gleich eine lebhaftere Unterhaltung mit ihm an und vernahmen seine ganze Familien- und Lebensgeschichte: Der Vater war ein armer Leinwandweber; die Geschwister spul-ten und Jakob filozierte, schwänzten die Schule zwei Sommer lang, mußte 35 Baken bußen, die er aber schon mit sieben Tagelöhnen herauskflug, so daß er und Mutter sich lustig machten über die Schulpfeger im Dorf, die so schlecht rechnen konnten. Jakob wurde Weber; aber der Verdienst war gering. Kein einziger seiner Buben, wenn er solche hätte, dürfte ihm diesen Beruf ergreifen. Aber trotz des schlechten Löhnchens brachte er es mit 75 Jahren zu einem eigenen ausgezahlten halben Häuschen. Wir taten seinem Webfeller mit dem verlassenen Webstuhl die Ehre unseres Besuches an, schlüpfen durch eine Luke hinunter in ein muffiges Kellergelaf, wo es im Winter arg kalt gemacht habe bei der Arbeit, namentlich beim Weben mehrfarbiger Handtücher, wo es „kompliziert zugeht“ und man das „Gschir“ nicht in groben Holzschuhen, sondern nur in „Fürfüßen“ bedienen kann. Das Mannli war sichtlich erbaut über unser Interesse an der Weberei und beantwortete unsere Fragen mit großem Eifer. Zwischenhinein rechnete es uns in Baken vor, was es verdiente, als es noch jung und gewandt gewesen — es war ein unglaublich kleines Löhnchen, noch heute muß sich ein Hausweber mit 3—4 Franken im Tag begnügen — wieviel ehemals die Milch, das Brot, der „Schmuß“ gekostet und wieviel sie heute kosten. Der Krieg brachte den armen Webersleuten Arbeitslosigkeit und Hunger. Und doch weist mein Jakob Losli die Zumutung, von der Gemeinde verbilligte Lebensmittel zu verlangen, mit Stolz zurück: Er sei dann nicht einer von denen, die die Gemeinde arm machen, daß man die Tellen kaum mehr aufbringen könne; er habe anderthalb Zuckarten Land und einen Pflanzplatz und eine Geiß und so habe er keinen Mangel, er und seine Haushälterin. In seiner Zufriedenheit bot mein Weberlein das richtige Gegenbeispiel zum Vater des Peter Käser in Gotthelfs „Schulmeister“. Eriswil ist noch immer der Mittelpunkt einer ausgedehnten Hausindustrie. In fast jedem Hause, seitdem die Webstühle in den Webkellern aus Mangel an austömmlichem Verdienst stille stehen, wird für eine Burgdorfer Firma gestrickt. Der Verdienst wird auch so bescheiden genug sein.

Im Dörfchen Wzhachen betreibt ein Huttwiler Fabrikant eine kleine Fabrik, wo Aufträge für gemusterte und bildgewobene Tischtücher und Servietten ausgeführt werden im Handbetrieb. Mit Staunen sah Hans die komplizierte Maschinerie in Gang gesetzt. Es schien ihm über das Prinzip des Webens plötzlich ein Licht aufzugehen, und beredt berichtete er mir davon, als wir die Fabrik verlassen hatten. Da muß eben das Schifflein mit dem Eintrag zwischen den Fäden des Zettels durch und diese müssen immer wieder anders gehoben werden, damit ein Bild, überhaupt ein Gewebe entstehe. Die väterliche Pädagogik feierte stille Triumphe. Und nun schien mir die Zeit gekommen, da Wurst und Most das Tüpfchen aufs T setzen sollten. Von einem schwarzbehangenen Kirschbaum gaben wir dem Tüpfchen noch die richtige Rundung. Dann eilten wir, am vornehmen Gommenhof vorbei — hier in der Gegend sind die Bauernhöfe wirkliche kleine Fürstenhöfe an Reichtum und Glanz — eilten wir Huttwil zu und fuhrten mit dem Abendzug wieder zum Fuße jener Egg zurück, von der aus wir unsere Wanderung begonnen hatten.

Duzende von Gelegenheiten zu ähnlichen Egg-Wanderungen gibt es im schönen Unteremmental. Bei jeder beliebigen Station der Emmental- oder Huttwilbahn kann eine solche begonnen werden. Wer sich einen recht schönen Weg aussuchen will, der studiere zuerst den inhaltsreichen Führer, den der rührige Verkehrsverein des Unteremmentals herausgegeben hat. Doch bevor er auf die Reise gehe, verschaffe er sich die prächtige „Exkursionskarte für das Unteremmental und

Napfgebiet", mit der man sich manchen Schuhnagel und manchen Nerger ersparen kann, da sie jeden Fußweg und schier jeden Steg anzeigt. Die Karte hat zum Herausgeber den eben genannten Verkehrsverein, der solchermäßen in vorbildlicher Weise seiner Aufgabe, ein schönes Stück Schweizerland dem Naturgenuß zu erschließen, gerecht wird. Nicht umsonst haben sich, wie man vernimmt, die schweizerischen Verkehrsvereine zu ihm nach Sumiswald, der Metropole des Unterenmentals, zu Gast geladen. Möge es eine vergnügliche und anregungsreiche Tagung werden!



Das Lötschentaler Theater.

Phot. Schwitter, Thun.

Das Lötschentaler Theater.

Die Lötschentaler, die einen ausgesprochenen Sinn für Poesie, Märchen, Legenden, für gruselige Geschichten, Trachten und Mummensherz haben, huldigen auch mit ganzer Hingebung der Theaterkunst. Im Winter, wenn das Tal tief eingeschnitten ist, werden am warmen Ofen fleißig Rollen einstudiert. Mit der Aufführung eines Stückes muß zugewartet werden, bis ein freundlicher Sommerhimmel das Volk zu ihrem Besuche einlädt, denn sie findet im Freien statt, da im Lötschental noch keine Theater und Konzertsäle gebaut worden sind. Also hat das Lötschental das Freilichttheater gekannt, bevor es sich vor einigen Jahren in Hertenstein einzubürgern versuchte. Seine technische und künstlerische Anlage ist in unserm Bilde veranschaulicht. Dieses Jahr, am ersten und zweiten Julisonntag, wurde jeweils um 2 Uhr nachmittags in Ferden das vieraktige Volksschauspiel „Der Löwe von Luzern“ von Hartmann von Baldegg gespielt. Albert Werlen gab den König Ludwig den XVI. und Gertrud Bellwald die Königin Marie-Antoinette. Daß solche Veranstaltungen für die Lötschentaler Fest- und Ehrentage bedeuten, ist jedem klar, der Land und Leute dort oben nur einigermaßen kennt. B.

Wanderspruch von U. W. Züricher.

Gipfel und Sonne und Morgen und ewiges, herrliches
[Glänzen!]
Trinke die Weite der Welt! Glaube der ewigen Kraft!

☞ glückselige Erwartig.

In Unterwaldner Mundart von Franz O der matt.

Nes ist nu lang vor-em Chrieg gsi. Mä hed dua scho eister g'schlagt, äs sygid schlächti Zytä, und jezt wenn-mer a die Zyt z'ruggdankid, so ist äs üs, mier heigid's dua gha wie d'Vögel im Haiffamä und äs syg doch kei lääri Redäsaart, wie mier früher g'meind hend, wenn d'Lüt vo d'r guätä altä Zyt verzeld hend. Nes cha ja sy, daß 's Alter und Bergangäheit eim das Alti schöner und lieber machä cha, d'Freidä schünid eim dür d'Zahr dura b'hönnbar ärgäge und d'Schmärzä verkerid je wyter mä vonnä ist vo ihrer Chlag. Und so chönnt si sy wohl b'reichä, daß mier einist, wenn mär äs par Zahr elter wordä sind, wenn üs d'r Herrgott solang 's Läää lahd, dankid und z'amä sägid: Ja dua wo d'r groß Chrieg ghy ist und alls g'schlagt und g'jämmeräd hed und schier fürcho ist, hemmer's eitua nüd so übel g'ha.

Nei au, wie eifältig dua-n-i ploderä. Zehr lahdid g'wüß überümi und ich ha ja eppis ganz anders wellä verzellä.

Ch d'r Guggel! Chund's mär jezt nimmä z'Sinn? ☞ wohl! Vo dem Sunntig im Herbst, wo-n-i uf Wyl uifä gange bi. Nes ist ä herlächä Sunntig g'sy, d'r Stanserbode ist wie ä Wald g'sy, d' Bäum vollä Obst, d'Sunnä hed goldig druif appä g'lachäd und äs hed g'schmödt wie Kilbiärapfe und Chüehli. Am Stanserhorn hend Buächä afa rotä, wie äs Meitschi, wenn's farbige Mäschli und Zügs am G'wand hed. Nes ist mier, äs syg erst gester g'sy. Im Schüehuis z'Wyl hends so umähig guetä Most g'ha und Bratthäs derzuä; umänes Fränkli heft chennä Huit und Buich voll ässä.

Wo-n-i halbwegs uifächumä, i der Milchbrunnämattä, chömid ihrer Zwö gäg mier innä, sie hend luit mitänand g'redt und mit dä Händä und Armä g'fleitäd. I ha grad dänkt: Mehä, da weiß mä ai, woher die chömid, hähähä . . . Nes ist d'r Buosiger Veri gsi und d'r Baschi Halbmeier. Sind zwei bravi Mandli ghy, sie hend i niemereem öppis z'leid tha. Sie hend doch nüt derfür chönna, daß sie d'r Herrgott mit d'r Lääbärä uf d'r Sunäsytä hed la uf d'Wält cho. Jez sind's scho lang under-em Bodä, Gott tröst' sie! D'r Veri ist ä Schriener, d'r Baschi ä Schuefmacher ghy. Einist ich är binän-ä Buir uf d'r Stör ghy, und dä hed-ä g'fragt, was är lieber heig zum Z'nüni: Most oder ä chly Schnaps. Dua seit d'r Baschi gleitig: „Beiderlei ist guet!“

Am Wäg, wo ich mit dennä zwö Mannä zämatroffä bi, ich ä großä Wybiräbaim g'standa, vollä wie nä Truibä, über und über trobblät voll; äs ist ä Freid gsi, dä Baim a z'luägä, i hü fälber vorem zuächä stah blibe und ha d'rbie schier d'r Most im Wylwirtschuis vergässä. Vo Zyt zu Zyt hed's i dä Estä grispäläd und ist eini vo denä fuisstgroße goldgälwä, rotbäggeletä Bire langsam dur dä höch Baim abz'tröpfälä cho und hed sie am Bodä is Gras g'leid.

Wo d'r Veri und d'r Baschi so uf zwänzg Schritt a dä Baim zuächä cho sind, blibid hed ai stolz und luegid ä a. Und d'r Baschi zieht d'r Huet ab und seid: „Das ist jezt einä, vor dem sie d'r-wärt ist, d'r Huet abz'zieh — viel lieber als vor dennä ch—ch—heibbb — — h — Herrä.“ (Mer hed ä undärä Arm g'nuh, wo-ner verbhgangä ist.) D'r Veri aber hed uf dä Händä dätshed und tanzed, und einist über anderist g'rüest: Lueg ai, Ramarad, lueg . . . das gid wieder mängs lustigs Cheibeli! Und de hed är